

Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e.V.

(490.) Protokoll über die Arbeitssitzung am 16. Oktober 2009

Anwesend: **Andermann**, Dr. Kurt, Blankenloch; **Armgar**, Dr. Martin, Speyer; **Drollinger**, Dr. Kuno, Karlsruhe; **Gartner**, Mechthild, Karlsruhe; **Gaßner**, Dr. Klaus, Bad Schönborn; **Gutjahr**, Rainer, Karlsruhe; **Hinz**, Dr. Reinhard, Karlsruhe; **Kohlmann**, Richard, Karlsruhe; **Kremer**, Hans-Jürgen, Hagenbach; **Krimm**, Prof. Dr. Konrad, Karlsruhe; **Krimm-Beumann**, Dr. Jutta, Karlsruhe; **Lang**, Dr. Susanne, Karlsruhe; **Matz**, Prof. Dr. Klaus-Jürgen, Karlsruhe; **Müller**, Hermann, Waldbronn; **Müller**, Monika, Waldbronn; **Peltzer**, Dr. Jörg, Heidelberg; **Roellecke**, Prof. Dr. Gerd, Karlsruhe; **Roellecke**, Elga, Karlsruhe; **Schach**, Gerlinde, Karlsruhe; **Schillinger**, Erich, Karlsruhe; **Schmitt**, Dr. Heinz, Karlsruhe; **Schwarzmaier**, Prof. Dr. Hansmartin, Karlsruhe; **Schwarzmaier**, Lore, Karlsruhe; **Seiler**, Prof. Dr. Gerhard, Karlsruhe; **Wiese**, Dr. Wolfgang, Karlsruhe.

Vortrag von

Prof. Dr. Gerd Roellecke, Karlsruhe

über

Dorfgeschichte

Das Dorf, in dem meine Familie und ich 1970 eine neue Heimat gefunden haben und von dem hier die Rede ist, heißt Wolfartsweier und liegt in Baden auf halbem Wege zwischen Durlach und Ettlingen. 1261 wurde es zum ersten Mal urkundlich erwähnt. 1986 hat meine Frau begonnen, eine Chronik des Dorfes zu organisieren. Das Gesamtwerk steht vor seiner Vollendung. Obwohl Jurist und nicht Historiker, habe ich versprochen, einen selbständigen Beitrag zur Chronik zu liefern. Der Beitrag ist inzwischen unter dem Titel „Vom Dorf zum Stadtteil, Politik und Verwaltung in Wolfartsweier von 1700 bis zur Eingemeindung 1973, Chronik Wolfartsweier Heft 8“ erschienen. Das Erscheinen ist der Anlass, über Dorfgeschichte zu reflektieren. Meine Reflexionen gelten natürlich auch für Stadtteile. Genauer hätte ich sie deshalb „Lokalgeschichte“ überschreiben sollen. Aber „Dorfgeschichte“ weckt die treffenderen Assoziationen.

Als ich einem jungen Heidelberger Kollegen erzählte, ich arbeitete an einer Dorfchronik mit, entfuhr es ihm: Warum tun Sie sich das an? Das ist doch etwas für pensionierte Beamte? Seit dieser Frage weiß ich nicht mehr genau, warum ich das Heft geschrieben habe. Sagen wir einfach, ich hatte den Eindruck, unter den obwaltenden Umständen werde ein Beitrag zur

Wolfartsweierer Dorfgeschichte von mir erwartet. Im Wesentlichen also eine extrinsische Motivation. Aber selbstverständlich bin ich auch an politischer Geschichte interessiert.

Dass Dorfgeschichten eine Sache für pensionierte Beamte sind – mein lieber Kollege hatte vergessen, dass ich ein solcher bin – gilt zwar nicht für die Ortsgeschichten, die im Umkreis des Stadtarchivs Karlsruhe entstanden sind, ist aber im Prinzip richtig beobachtet. Aus vielen Gründen, zu denen auch ein gewisses Desinteresse der hauptberuflichen Historiker gehört, werden Dorfgeschichten häufig von historischen Laien geschrieben. Das hat einen großen Vorzug. Laien kennen in der Regel nicht die Diskussion der Historiker über Theorien und sind deshalb nicht verunsichert.

Ich bestreite nicht, dass hinter jener Diskussion ein ernstes Problem steckt. Wir wissen nicht, was die Welt zusammenhält, und müssen daher vermuten, dass alles mit allem zusammenhängt. Wenn man einen speziellen Gegenstand bearbeiten will, müsste man folglich wissen, nach welchen Kriterien man vereinfacht und was man weglässt. Dieses Wissen ergibt sich aus theorieähnlichen Überlegungen. Aber dafür braucht man nicht Max Weber oder Michel Foucault zu studieren. Sich sorgfältig und genau auf die Sache einzulassen, genügt.

Leider sind die Nachteile von Laienhistorikern größer als ihre Unbefangenheit. Laienhistoriker beherrschen das Handwerkszeug nicht, ihr Lerneifer kann die fehlenden Kenntnisse des Kontextes nicht immer ersetzen, sie haben keine Erzählroutine und kennen den Stand der Forschung und die zuständigen Autoritäten nicht. Außerdem pflegt bei ihrer Darstellung ihr alter Beruf durchzuschlagen. Karl Stiefels voluminöses „Baden 1648 – 1952“ stammt offenkundig von einem Verwaltungsjuristen, belegt freilich zugleich, dass solche Geschichten ein Gewinn sein können. Dorfgeschichten sind daher wissenschaftlich mit Vorsicht zu genießen. Das alles gilt auch für meine eigene Darstellung und ist leider nicht zu ändern, wenn man nicht weitgehend auf Dorfgeschichten verzichten will.

Auf Dorfgeschichten verzichten sollte man aber nicht. Sie sind nicht nur für das betroffene Dorf, sondern auch und gerade allgemein-historisch wichtig. Das will ich an einer Frage verdeutlichen, die mir Hansmartin Schwarzmaier gestellt hat, als ich wieder einmal nicht weiter wusste. Die Frage lautete: Was ist in Wolfartsweier anders als in den Nachbardörfern Aue, Grötzingen, Grünwettersbach oder Stupferich? Das war die Frage nach der Individualität, von der wir spätestens seit Heidegger wissen, dass sie nicht zu beantworten ist. Ich habe denn auch gedacht und gesagt: nichts ist anders, gebe aber zu, ich war schockiert.

Als ich wieder am Schreibtisch saß und meine Lage zwischen den Erwartungen, die ich selbst geweckt hatte, und der Unmöglichkeit bedachte, die Eigenart des Dorfes zu beschreiben, habe ich die Zähne zusammen gebissen und mir vorgenommen, genau das zu tun, was Hegel gelehrt und meine Frau praktiziert hat: einfach anzufangen. Was Wolfartsweier seit mehr als 750 Jahren ist, lässt sich klar und schlicht sagen. Es ist eine Siedlung an der Stelle des Erdballes, an der die alte Römerstraße von Basel nach Mainz den Wettersbach kreuzt. Außerdem hat mir Hansmartin Schwarzmaier einen Rat gegeben, der mich tatsächlich von Kapitel zu Kapitel weiter getragen hat. Er meinte, zuerst ein wenig Statistik, dann Organisation und dann politische Ereignisse. Ich habe auch gelernt. Urkunden, die ich anfänglich nicht entziffern konnte, konnte ich nach Abschluss des Manuskriptes ganz gut lesen.

Als das Heft dann gedruckt vorlag, war ich selbst überrascht, was ich gemacht habe. Natürlich stehen Ereignisse des Dorfes im Mittelpunkt der Darstellung, aber beleuchtet sind sie mit dem Licht der allgemeinen politischen Entwicklung. Am besten kann man das am Inhaltsverzeichnis erkennen: (1) die Zeit vor der Französischen Revolution, (2) der Umbruch in Deutschland um 1800, (3) die Deutsche Revolution 1848, (4) der Frieden bis 1914, (5) die Weimarer Zeit, (6) die NS-Zeit und (7) die Zeit nach 1945. Das sind ausschließlich allgemein-politische Gesichtspunkte. Ich habe das selbst als Nachteil empfunden und nach spezifisch dörflichen Überschriften gesucht. So wollte ich das Kapitel über die Weimarer Zeit überschreiben mit „Die Zeit des Adolf Klenert“. Adolf Klenert war von 1919 bis 1933 Bürgermeister in Wolfartsweier, ein eindrucksvoller Mann und ein tüchtiger Politiker mit etwas fundamentalistischen Neigungen. Die Überschrift hätte jedoch niemanden orientiert. Selbst in Wolfartsweier kennen heute nur noch die nächsten Verwandten den Namen des Bürgermeisters. Vor allem, in der Weimarer Zeit haben die Wolfartsweierer nicht ihren umkämpften Bürgermeister als Problem empfunden, sondern Inflation, Wohnungsnot und Arbeitslosigkeit, und an diesen Problemen konnte Adolf Klenert so gut wie nichts ändern, obwohl er es tapfer immer wieder versucht hat. Insofern kann sein Name nicht für die Weimarer Zeit in Wolfartsweier stehen. Das heißt, die Geschichte eines Dorfes besteht zunächst in der Bewältigung der Ereignisse und Probleme, die ihm die Große Politik vorgibt. In diesem Sinne ist ein Dorf ebenso ein Produkt der Gesellschaft wie Person oder Individuum.

Allerdings trifft die Politik die Dörfer recht unterschiedlich. Insofern kann man vielleicht doch von einer Individualität der Dörfer sprechen. Wolfartsweier zum Beispiel war seit der Reformation ein evangelisch-lutherisches Dorf unter einem evangelisch-lutherischen Fürsten. 1803 wurde das Kurfürstentum Baden mehrheitlich katholisch. Das gab im Land Probleme.

Aber davon hat das Dorf kaum etwas mitbekommen, weil es in seiner Religion nicht gestört wurde. Oder: In Wolfartsweier haben mindestens seit 1800 mit Sicherheit keine Juden gelebt. Also konnte das Dorf die nationalsozialistische Ursünde nicht begehen.

Aber das alles ist Große Politik aus der Sicht des Dorfes. Man kann das Verhältnis freilich auch umkehren und aus der Sicht der Großen Politik betrachten. Dann sieht man sofort, dass Dörfer für die Große Politik lebenswichtig sind. Sie müssen die Große Politik umsetzen. Man muss sich bewusst machen, was das im 19. Jahrhundert und vorher bedeutete. Wolfartsweier hatte eine ehrenamtliche Verwaltung. Bürgermeister, Ratschreiber und Gemeinderechner waren Bauern oder Handwerker. Und die mussten lernen, was ein Haushaltsvoranschlag ist. Sie mussten Wasserleitungen, Kanalisation und Elektrizität einführen und natürlich bezahlen. Sie mussten das Gesundheitswesen verbessern und Hygiene bei Mensch und Tier durchsetzen. Und sie mussten Landtags- und Reichstagswahlen vor Ort organisieren. Es ist unglaublich, was von diesen ungeübten Menschen an organisatorischen und intellektuellen Leistungen verlangt wurde. Und sie haben sie erbracht. Wenn man die Breite und Tiefe der Aufgaben betrachtet, welche die Dörfer für die Große Politik erfüllen mussten und müssen, ist es noch untertrieben zu sagen: Die Dörfer sind die Wurzeln der Großen Politik und deshalb ist Dorfgeschichte allgemein-politisch wichtig. Ich würde noch weiter gehen: Hätte Alteuropa nicht diese intelligenten, verantwortungsbewussten und fleißigen Menschen am Fuße der politischen Hierarchie gehabt, hätte es nicht den Aufschwung nehmen können, den es genommen hat.

Allerdings, welche Wurzeln in welchem Dorf das politische Leben nähren, das ist schwer festzustellen und zu unterscheiden. Manchmal sind es nur Symbole, die sich im Dorf festsetzen. So stand am Nordrand des Wolfartsweierer Gebietes ein Galgen, der zum Amt Durlach gehörte, aber das Dorf bis heute beschäftigt. Hansmartin Schwarzmaier hat sein Werden und Vergehen vor den sozialen Verhältnissen der Zeit meisterlich beschrieben.

Daneben gibt es selbstverständlich eine eigene dörfliche Geschichte des Dorfes, gleichsam diesseits der offiziellen politischen Kultur. Aber sie ist schwer zu begreifen. Ich jedenfalls habe die dörfliche Eigenart Wolfartsweiers nicht zu fassen bekommen. Vielleicht fehlte mir dafür der Forscherblick. Man muss in der Lage sein, zwischen politischer und dörflicher Kultur zu unterscheiden und gleichsam die Tracht hinter der abgetragenen Arbeitskleidung erkennen. Aber um das zu sehen, muss man vielleicht doch in Wolfartsweier geboren sein. Kurzum, ich habe Dorfgeschichte im Wesentlichen wie einen Spiegel der Entwicklung der Großen Politik behandelt.

Ich will versuchen, Ihnen an vier Beispielen zu erläutern, welchen Ertrag diese Sicht bringen kann, am Stand der gesellschaftlichen Entwicklung im 18. Jahrhundert, an der Rolle Wolfartsweiers in der Deutschen Revolution 1848, am Fall der nationalsozialistischen Machtergreifung 1933 und an der Eingemeindung 1972/73.

Das 18. Jahrhundert war das Jahrhundert des Absolutismus. Und zum Absolutismus gehören Leibeigenschaft und Frondienste, obwohl Johann Jakob Moser schon 1774 geschrieben hat, dass dort, „wo ... die Leibeigenschaft leidentlich ist ... sich ... zwischen Freyen und Leibeigenen ordentlicher Weise kein Unterschied ... findet“. Für Wolfartsweiler kann ich das nachdrücklich bestätigen. Ein Güterverzeichnis für Wolfartsweiler von 1708 regelt die Leibeigenschaft noch ausführlich. Aber mein Wolfartsweierer Mitautor Horst Fischer hat diese Regelung mit Recht als eine Art Erbschaftssteuer beschrieben. Sie ordnete an, dass beim Tod oder beim Wegzug eines Einwohners eine Leistung an den Markgrafen fällig war. Im Kern war die positive Regelung ein Ab- oder Wegzugsverbot mit Erlaubnisvorbehalt. Allerdings stammte sie auch in ihrer Formulierung aus dem Mittelalter. Im 18. Jahrhundert wirkte sie diskriminierend. Dem Denken der Untertanen des Markgrafen entsprach sie jedenfalls nicht. Ich habe auch keine Belege dafür gefunden, dass sie in Wolfartsweiler nach 1700 noch angewendet worden ist. Sie ist möglicherweise praktisch leer gelaufen.

Das Güterverzeichnis von 1708 erlaubt eine Gegenprobe. Neben der Leibeigenschaft regelt es das allgemeine Untertanenverhältnis mit den Worten: *Alle Unterthanen und Innwohner zu Wolfartsweiler seind höchstbenandtem, Meinem Gnädigen Fürsten und Herrn rayßbar, steuerbar, frohnbar, bottmäßig und dienstbar*. Frondienste, das heißt eigene körperliche Arbeit und Arbeit mit Gespannen, gehörten also nicht zur Leibeigenschaft, sondern zu den – wie wir heute sagen würden – staatsbürgerlichen Pflichten. Einen Rest der Fronpflichten gibt es heute noch in Form der Hand- und Spanndienste nach § 10 der baden-württembergischen Gemeindeordnung. Der Unterschied besteht nur darin, dass die Hand- und Spanndienste heute entschädigt werden müssen, im 18. Jahrhundert aber nicht, weil sie als eine Art Abgabe galten.

Dass die Frondienste nicht zur Leibeigenschaft gehörten, hatte eine wichtige Konsequenz. Als die Leibeigenschaft in Baden 1783 aufgehoben wurde, blieben die Fronpflichten bestehen. Für Wolfartsweiler wurden sie erst in den 1830er Jahren abgelöst, also rund fünfzig Jahre nach der Aufhebung der Leibeigenschaft, die Straßenbaufronen kostenlos, die übrigen Fronen gegen durchaus nennenswerte Summen. Die Bauern fuhren zwar weiterhin Steine aus dem örtlichen

Steinbruch zum Straßenbau, aber jetzt gegen Entgelt. Manche wurden richtige Fuhrunternehmer.

Mein zweites Beispiel ist die Deutsche Revolution von 1848. Manche Historiker sprechen von Revolutionen. Ich meine, man sollte 1848 als eine Bewegung verstehen, die von Ungarn über Österreich, Deutschland und Frankreich bis nach Spanien und England reichte. In Deutschland kann man im März 1848 zwei Linien beobachten, eine bürgerliche, die in Mannheim die bekannten Märzforderungen präsentierte, und eine bäuerliche, die gegen die noch bestehenden mittelalterlichen Lasten wie Fronen protestierte, relativ leicht zu beruhigen war und sich im Sommer 1848 aus der Revolution verabschiedete.

In dieser aufgewühlten Zeit konnte sich der Gemeinderat in Wolfartsweier politischen Stellungnahmen nicht entziehen. Im Protokoll der Gemeinderatssitzung vom 15. März 1848, also zur Zeit der Bauernaufstände, lesen wir: *In der heutigen Sitzung wurde von Seiten des Bürgermeisters der Gemeinderath beauftragt, strenge dahin zu wirken, dass die Ordnung in hiesiger Gemeinde gut erhalten werde. Denn was ist schöner, wenn in einer Gemeinde Ruhe und Ordnung bestehen? So auch in einem Lande. Denn was können wir gegen unseren hochherzigen und menschenfreundlichen Großherzog sagen, lesen wir nur das [Durlacher] Wochenblatt W 34 vom 24. August 1837. Wie ein Gewitter mit Hagel und Wolkenbrüchen hier alles zerstörte, und wir die Ehre haben, unseren hochherzigen Großherzog in unserer Mitte zu sehen, und nachdem [er] alles eingesehen, wurde für die Hagelbeschädigten beider Gemeinden [Grünwettersbach und Wolfartsweier] aus der Privatkasse des Großherzogs 700 Gulden und von der gleichgesinnten edlen Gemahlin 300 Gulden zu gleicher Unterstützung zugesendet. Und auch im gleichen Blatt den thätigen und unermüdlichen Bürgermeister Dietz die silberne Civildienst Medaille zu verleihen gewusst.*

Der Wolfartsweierer Gemeinderat hat also dem Großherzog in einer schwierigen politischen Situation die Treue gehalten. Ob das in politisch-moralischer Hinsicht richtig war, lassen wir einmal offen. Die weitere Entwicklung hat dem Gemeinderat jedenfalls Recht gegeben. Wolfartsweier dürfte auch nicht die einzige badische Gemeinde gewesen sein, die in der Revolution zum Großherzog gehalten hat. Aber die Radikalen prägen eben das Gesamtbild der Revolution.

Immerhin mutet die Distanzierung von der wohl vorherrschenden öffentlichen Meinung so merkwürdig an, dass man fragen darf, ob der Beschluss des Gemeinderates wirklich der Meinung der Wolfartsweierer entsprochen hat. Was die Wolfartsweierer im Frühjahr 1848

tatsächlich gedacht haben, kann man heute natürlich nicht mehr eindeutig feststellen. Man kann aber Indizien sammeln. Ein Indiz wäre die Zahl und Vernetzung der Wolfartsweierer, die im Zusammenhang mit der Revolution bekannt geworden sind. Das können wir heute dank des grandiosen Verzeichnisses der badischen Revolutionäre von Heinrich Raab feststellen. Ich habe das Verzeichnis bei weitem nicht ausgeschöpft und nicht gut interpretiert. Man könnte daraus ein Bild der politischen Stimmung in Baden um 1850 gewinnen. Jedenfalls nennt das Verzeichnis sechs Personen aus Wolfartsweier, die sich für die Revolution eingesetzt haben. Das waren einmal im Vergleich zu den Nachbargemeinden nicht besonders viele Leute und zum anderen ausschließlich Soldaten, die am Maiaufstand 1849 beteiligt waren. Die Verbindung der Wolfartsweierer mit der Revolution lief also über die Armee und nicht – wie in Grünwettersbach an der Mitgliedschaft in revolutionären Volksvereinen deutlich erkennbar – über das Dorf. Die Fakten, die wir kennen, lassen daher nur das Urteil zu: in der deutschen Revolution hat sich Wolfartsweier gegen den allgemeinen Trend konservativ und fürstentreu verhalten. Als Beweggrund sollte man einfach Dankbarkeit anerkennen. Sonst muss man wild spekulieren.

Mein drittes Beispiel ist die nationalsozialistische Machtergreifung 1933. Die NS-Zeit ist eine heikle Frage. Deshalb sei betont, dass ich in den Gemeindeakten keinen Hinweis darauf gefunden haben, dass eine Einzelperson oder eine Familie aus Wolfartsweier in besonderem Maße in das NS-Unrecht verstrickt war, obwohl einige Dörfler natürlich Mitglieder der NSDAP waren. Aber das war normal, wie die Jahre bis 1945 im Dorf gemessen an den Zeitverhältnissen überhaupt ruhig verliefen. Ich beschränke mich jedenfalls auf 1933.

Wir sehen heute, dass sich der Nationalsozialismus in der Unruhe der Weimarer Zeit entwickelt hat. Für Wolfartsweier meint man, diese Unruhe mit den Händen greifen zu können. Das an sich demokratische und harmlose Verhältniswahlrecht zwang die Parteien, sich gegeneinander zu profilieren. Die Streitigkeiten im Gemeinderat vermehrten und verschärften sich. Unter den sozialdemokratischen Gemeinderäten gab es einen offenkundigen Unruhestifter. Der damalige sozialdemokratische Bürgermeister Adolf Klenert hatte fundamentalistische Neigungen und polarisierte. Und der marxistisch orientierte „Arbeiter-Turn- und Sängerbund Wolfartsweier“ trat so aggressiv auf, dass er es sogar mit der sozialdemokratischen Mehrheit des Gemeinderates verdarb. Das war Berlin in Miniaturausgabe, nur ging die Unruhe bemerkenswerter Weise mehr von den Linken als von den Rechten aus. Bürgermeister Klenert wurde 1928 zwar wiedergewählt, schrammte aber mit sechs Stimmen Mehrheit an einer Niederlage vorbei.

Am 30. Januar 1933 ernannte Reichspräsident von Hindenburg den Anführer der Nationalsozialisten Adolf Hitler zum Reichskanzler. Die neue Reichsregierung veranlasste sofort Reichstagswahlen am 5. März 1933. Diese Wahlen mussten die Gemeinden organisieren. In Wolfartsweier bestimmte der Gemeinderat Bürgermeister Adolf Klenert und den Gemeinderat Karl Supper – beides gestandene Sozialdemokraten – zum Wahlvorstand. Der Wahlvorstand musste auf die Korrektheit der Wahl achten. Bürgermeister Klenert hat das Wahlergebnis unterschrieben. Es war niederschmetternd. Von 422 abgegebenen Stimmen erhielten die Sozialdemokraten 132, die Nationalsozialisten dagegen 206 und die Kampffront Schwarz-Weiß-Rot – auch eine rechtsradikale Gruppierung – 35 Stimmen. Bürgermeister Klenert betrachtete diesen haushohen Sieg der Rechten als vernichtende persönliche Niederlage und beantragte am nächsten Tag seine Versetzung in den Ruhestand.

Heute wird oft behauptet, die Nationalsozialisten hätten die Reichstagswahl am 5. März 1933 manipuliert. In Wolfartsweier wurde die Wahl mit Sicherheit nicht verfälscht. In den Akten gibt es nicht das geringste Anzeichen für eine Manipulation. Bürgermeister Klenert hat die Wahl beaufsichtigt und das Wahlergebnis ordnungsgemäß unterschrieben. Dass er dabei unter Druck gesetzt worden wäre, ist nicht zu erkennen. Er hat das Wahlergebnis vielmehr dadurch als richtig anerkannt, dass er es als persönliche Niederlage betrachtet und sein Amt niedergelegt hat. Und in Wolfartsweier scheint niemand gegen das Ergebnis protestiert zu haben. Wenn das richtig ist und wenn Wolfartsweier ein normales Dorf war mit den gleichen Verhältnissen wie in Grötzingen, Grünwettersbach oder Palmbach, dann – jetzt folgt eine weitreichende Konsequenz – kann man nicht davon ausgehen, dass die Nationalsozialisten die Reichstagswahl am 5. März 1933 generell verfälscht haben.

Die Nationalsozialisten haben aber die Ergebnisse der Reichstagswahlen am 5. März 1933 für sich ausgeschlachtet. Sie haben sie als Maßstab für das benutzt, was sie „Gleichschaltung“ nannten. Sie ordneten an, dass die Volksvertretungen in Ländern und Gemeinden nach den Ergebnissen der Reichstagswahlen zusammengesetzt werden müssten. Die Parteien mussten den örtlichen Wahlleitern Listen von „Wahlkandidaten“ vorlegen und erhielten die ihnen zustehenden Sitze zugeteilt. Die Nationalsozialisten in Wolfartsweier nannten aus dem Stand elf Namen und erhielten drei der vier Sitze im Gemeinderat und fünf der neun Sitze im Bürgerausschuss. Das war rechnerisch in Ordnung. Aber dann wurde der Bürgerausschuss aufgelöst, und einer der neuen Gemeinderäte nach dem anderen trat zurück, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. Im April 1934, also nur ein Jahr später, war von den 1933 neu erkorenen vier Gemeinderäten keiner mehr im Amt. Bis zur Einführung einer neuen

Gemeindeordnung 1935 bestand der Gemeinderat nur aus dem Bürgermeister und zwei Nachrückern.

Das ist merkwürdig. Bis Anfang der dreißiger Jahre merkt man in Wolfartsweier von den Nationalsozialisten kaum etwas. Dann schnell die Organisation hoch und kann in kürzester Frist so viele Leute zusammenbringen, dass sie Gemeinderat und Bürgerausschuss ansehnlich besetzen kann. Und dann sackt sie in Jahresfrist wieder ab. So könnte man fast einen Rausch beschreiben. Im Ergebnis musste sich die Parteiorganisation natürlich stabilisieren, weil sie die Verwaltungshierarchie bedienen musste. Aber ich will nicht zu waghalsig werden. Für solche Aufwallungen gibt es noch keine allgemein anerkannten Erklärungen. Wir müssen uns deshalb damit zufriedengeben, dass wir die nationalsozialistische Machtergreifung nicht wirklich verstehen können.

Schließlich mein viertes Beispiel, die Eingemeindung. Die Eingemeindungspolitik der Jahre um 1970 lief unter dem Slogan „Stärkung der Verwaltungskraft kleinerer Gemeinden durch Zusammenlegung“. Eigentlich setzte das voraus, dass man die Verwaltungskraft nach zuverlässigen Maßstäben sorgfältig überprüft hätte. Man hat aber weder geklärt, was Verwaltungskraft überhaupt ist, noch irgendetwas überprüft, und man hatte nur einen Maßstab: die schiere Größe. Der Speyerer Verwaltungswissenschaftler Frido Wagener hat damals behauptet, für eine optimale Verwaltung müssten Landgemeinden eine Größe von mindestens siebentausend Einwohnern haben. Wolfartsweier hatte 1970 eintausendsiebenhundert Einwohner. Deshalb konnte es nach Meinung der Politik keine optimale Verwaltung haben, selbst wenn es von Engeln verwaltet worden wäre. Die kleine Größe des Dorfes und die große Größe Karlsruhes waren buchstäblich die einzigen Gründe für die Eingemeindung. Weitere Gründe sind nirgendwo auch nur angedeutet worden.

Diese Art von Verwaltungsrationalität meint, die Größe der Verwaltung müsse die Größe der Gemeinde bestimmen. In Wahrheit verhält es sich gerade umgekehrt. Alle Organisationen müssen verwaltet werden, vom Zwei-Mann-Handwerksbetrieb bis zu den Vereinigten Staaten von Amerika, und zu sagen, die USA würden wegen ihrer Größe in irgendeiner Form besser verwaltet als die Gärtnerei Bühler in Wolfartsweier, hielte jedermann für blühenden Unsinn. Die Maßstäbe für optimale Verwaltung können sich allein aus dem Sinn der Organisation ergeben, die verwaltet werden muss. Eine Gemeinde muss anders verwaltet werden als eine Universität und eine Universität anders als ein Wirtschaftsbetrieb. Diese Einsicht setzt freilich einen materiellen Verwaltungsbegriff voraus. Man muss wissen, was Verwaltung ist, wie sie

funktioniert, in welchen Freiheiten oder Abhängigkeiten sie entscheidet und wie sie sich zu dem Teil der Organisation verhält, den sie verwaltet. Die Eingemeindung Wolfartsweiers erweckt den fatalen Eindruck, als habe man gerade das bei der Gemeindereform nicht gewusst. Jedenfalls ist nichts dergleichen diskutiert worden. Die Hoffnung, der Fall Wolfartsweier könne die Politik anregen, über die Aufgaben der Verwaltung nachzudenken, habe ich allerdings nicht. Der Fall ist verwaltungsmäßig erledigt, und die Politik lässt sich ungern an Fehlleistungen erinnern.

DISKUSSION

Prof. Krimm: Herr Roellecke hat an den vier Themen Leibeigenschaft, Revolution von 1848, Machtergreifung 1933 und Eingemeindung 1970 geprüft, ob die Geschichte von Wolfartsweier als repräsentativ verstanden werden kann, und uns damit eingeladen zu der immer wieder spannenden Frage, wie wir vom Besonderen zum Allgemeinen kommen und wie das Allgemeine ins Besondere hineinwirkt? Und da das eine unendliche Frage ist, die jeden, der sich mit Geschichte befasst, immer und bei jedem Thema beschäftigt, wird es auch bei unserer Diskussion keinen Mangel an Stoff geben.

Herr Müller: Vielen Dank für Ihren sehr interessanten Vortrag. Meine erste Frage bezieht sich auf den zuletzt genannten Zeitraum, nämlich der Geschichte der Eingemeindung, die ja sicherlich auch repräsentativ ist in der Gesamtheit. Doch in vielen Orten lief das ja alles ähnlich ab. Konnten Sie Quellen konsultieren, die Belege dafür bringen, dass es bei der Eingemeindung um eine Art von Einkauf ging, also einen Wettbewerb um den Ort, der mit Hallen, Schwimmbädern oder sonstigen Zusicherungen verbunden war, um es einmal ganz vorsichtig auszudrücken? Welche Rolle hat das gespielt und war das letztendlich entscheidend? Und konnte man dann in der Zeit danach eine Art von Demokratiedefizit konstatieren und konnte man, gleichsam im Zuge der Ernüchterung, einen Änderungsbedarf sehen?

Prof. Roellecke: Wolfartsweier hat sich die Eingemeindung schon abkaufen lassen, das können Sie im Einzelnen nachsehen. Ich habe die Eingemeindungsvereinbarung im Anschluss an meinen Text abgedruckt. Das ist also alles genau belegbar. Das Dorf wollte nicht eingemeindet werden, das kann man ganz deutlich sagen. Und es gab noch im Mai 1970 eine Abstimmung in Wolfartsweier, da haben 80% der Bewohner gegen die Eingemeindung gestimmt und danach wurden sie eingemeindet. Da können Sie also sehen, welche Kräfte am Werk waren. Die Wolfartsweierer betonen heute, sie hätten gekämpft. Aber ich bin da nicht ganz so sicher. An der Eingemeindung lag der Politik so viel, dass das Land die Verfassung geändert hat. In der baden-württembergischen Landesverfassung wurde eine Klausel eingefügt, wonach der Gesetzgeber die Gebiete der Gemeinde neu bestimmen kann. Punktum! Natürlich geschah dies zum allgemeinen Wohl. Aber das allgemeine Wohl betraf genau die 7000 Einwohner des Dorfes, das war das allgemeine Wohl.

Prof. Seiler: Ja das tut ein bisschen weh, wenn man sich das vergegenwärtigt. Ich war in dieser Zeit nicht politisch tätig, ich war in der Verwaltung. Aber ich habe gut in Erinnerung, dass der Landtag von Baden-Württemberg entschieden hat und dass die Kommunen kämpfen konnten wie sie wollten. Wenn der Landtag beschlossen hat, das ist eine kleine Gemeinde in der Nähe einer Großstadt, dann wurde sie eingemeindet. Schluss – Ende!. Nun sagen Sie als Jurist, jetzt möchten Sie haargenau den Paragraphen wissen und erfahren, warum gerade 7000 Einwohner das Minimum für Selbstständigkeit darstellten und warum 1700 Einwohner chancenlos waren, sich zu behaupten? Das waren die Politiker und die haben die Entscheidung getroffen. Alles andere war denen völlig egal. Sie wollten eine neue Struktur der Gemeinden schaffen, weil sich so vieles verändert hatte. Denken Sie nur an zwei Bereiche: Den Verkehr, der exorbitant zunimmt, das hat auf die Dauer keine kleine Gemeinde bewältigen können. Und noch viel schwieriger ist das gesamte Sozialwesen, das sich geradezu revolutionierte. Irgend etwas musste man tun. Ob man das nach den richtigen Paragraphen oder Zahlenverhältnissen getan hat, das weiß ich nicht.

Prof. Roellecke: Ich behaupte nicht, dass damit gegen irgendwelche Rechte verstoßen wurden. Was ich aber, ehrlich gesagt, etwas ärgerlich finde, ist, dass man so getan hat, als würde man dadurch die Verhältnisse verbessern. In Wirklichkeit hat man nichts verbessert. Ich will das zwar nicht unbedingt für Karlsruhe sagen, ich verdeutliche es mal an meiner Heimatstadt Iserlohn in Westfalen. Um 1978/79 hatten wir da ein kleines Treffen, und da war auch der Bürgermeister da, und der strahlte über diese Gemeindereform. Die Stadt hatte, als ich sie verließ, 30.000 Einwohner, jetzt hat sie 96.000 Einwohner. Der Bürgermeister strahlte und sagte: „Stellen Sie sich vor, bis jetzt haben wir die ganzen Industriebetriebe in der Innenstadt gehabt und jetzt haben wir sie im weiten Umkreis verteilt“. Ist das Umweltschutz? Ist das Umweltschutz; das ist Zersiedlung der Landschaft; es wird alles verschmaucht.

Ich kann da keinen Vorteil sehen...Und billiger, das sagen inzwischen auch die Fachleute, ist das auch nicht geworden. Beispielsweise bin ich gerne in Wolfartsweier ins Schwimmbad gegangen; so lange Wolfartsweier noch nicht eingemeindet war, gab es da einen Bademeister. Kaum war es eingemeindet, gab es drei Bademeister; wo liegt da die Ersparnis?

Dr. Gaßner: Aber zeigt uns nicht gerade diese Problematik ein Strukturproblem, wenn wir uns mit Dorfgeschichte beschäftigen. Denn wenn wir die Dorfgeschichte beschreiben als Spiegel der großen Politik, dann kommen wir in solche Diskussionen, die eigentlich ganz schnell aus der Dorfgeschichte wegführen. Ich möchte dafür plädieren, dass die Dorfgeschichte eigentlich viel zu wichtig ist, als dass wir sie nur im Spiegel der großen Politik betrachten. Sie ist ja ein Mikrokosmos wo Menschen zusammenleben, und das müssen wir untersuchen, weil es eben ein Tatbestand unseres Verfassungslebens ist, egal ob das nun große Geschichte ist oder nicht und in welcher Abhängigkeit wir uns davon bewegen. Und da gibt es viele Bereiche, wo wir sehen, in Dörfern leben Menschen zusammen, die ihr Miteinander organisieren. Die müssen gerade in einer Gesellschaft der Selbstversorger miteinander auskommen, sie müssen Menschen integrieren, die zugewandert sind. Das sind eigentlich Komponenten, die in der Dorfgeschichte meines Erachtens wichtiger sind und die uns eigentlich auffordern, gerade diese kleinen Räume viel intensiver zu untersuchen. Diesen Aspekt, welche Rolle die große Politik dabei spielt, können wir, meines Erachtens, eher etwas ausgrenzen.

Prof. Roellecke: Kann man ihn ausgrenzen? Ich würde eher von auswählen sprechen. Aber gerade dies ist außerordentlich schwer. Denn die Frage, was ist anders in Wolfartsweier als in den Nachbardörfern ist wirklich schwer zu beantworten. Die politischen Verhältnisse zu kennen hat ja seine großen Vorteile; wenn Sie in ein Nachbardorf fahren, kennen Sie sich dort sofort aus. Aber die Eigenart von Wolfartsweier zu bestimmen, dies ist eine andere Sache. Meine Frau gibt jetzt gerade die Sagen des Dorfes heraus. Da gibt es schöne Geschichten, in denen die Wolfartsweierer gegen irgendein Nachbardorf kämpfen und das ist einfach zu erzählen, das hat es ja gegeben. Aber so einfach die Politik zurücknehmen, das geht nicht. Besonders deutlich wird das in der Weimarer Zeit, die ja auch das Schicksal des Dorfes bestimmt hat. Denn die Dörfer haben ja immer das Schicksal ihrer Herren geteilt, bei aller Kraft, mit der sie ihre eigenen Probleme zu lösen versucht haben, denn sie mussten ja alles selbst organisieren, sie mussten sich natürlich auch selbst versorgen. Besonders schwierig sind die ganzen sozialen Fragen. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts mussten die Dorfbewohner das alles selbst zahlen. Das war ein harter Kampf. Aber er hing natürlich wesentlich davon ab, wie der Herr war. Aber eine eigene Dorfgeschichte, so als Dorf, da weiß ich nicht, wie ich das anfangen sollte, und ich weiß ehrlich gesagt auch nicht, wie ich die Entwicklung schildern sollte. Worin zeigt sich die Entwicklung? In der Einwohnerzahl, ja das ist richtig. Das kann man über drei Jahrhunderte verfolgen. 1700 gab es im Dorf hundert Einwohner, 1800 zweihundertfünfzig. 1900 sechshundert. 1930 sechshundertfünfzig. In dieser Größenordnung bewegen wir uns hier.

Prof. Schwarzmaier: Die Frage nach der Individualität eines Dorfes ist natürlich eine ungeheuer schwierige Frage. Und wenn man Wolfartsweier betrachtet im Kontext der Nachbardörfer, dann fragt man sich schon, was nun Hohenwettersbach und Grünwettersbach und Palmbach und so weiter von diesem Dorf unterscheidet? Was macht die ganz spezifische Eigenart dieses Dorfes aus? Die Antwort wird sich wahrscheinlich nicht so sehr orientieren an der Verwaltung des Dorfes. Und wenn dann ich nach der Eingemeindung gefragt und gesagt wurde, die Eingemeindung sei von 80% der Einwohner von Wolfartsweier nicht gewollt worden, dann haben die das sicherlich nicht entschieden oder sind nicht so vorgegangen, dass sie gesagt haben: „Unsere Verwaltung ist ausgezeichnet. Wir können uns selbst verwalten“, sondern es sind vollkommen andere Gesichtspunkte, die hier eine Rolle gespielt haben. Diese Gesichtspunkte möchte ich einbringen in die Frage nach der Individualität des Dorfes. Sie zeigt sich in Dingen, die im übrigen für Wolfartsweier schon bearbeitet worden sind, es gibt ja weitere Hefte der Wolfartsweierer Ortsgeschichte, wo diese Sachen zum Ausdruck kommen. Es zeigt sich in den Vereinen. Es zeigt sich in der kulturellen Aktivität des Dorfes. Es zeigt sich in der religiösen Tradition des Dorfes und heute in seinen religiösen Gemeinschaften und in vielen anderen Dingen mehr. Ich war einmal hier im Generallandesarchiv zuständig gewesen für die Gemeindewappen. Und gerade bei den Gemeindewappen hat sich etwas ausgedrückt, was diese Individualität des Dorfes festzuhalten und zu definieren versuchte. Es gab ein ungeheures Ringen um diese Bildchen, mit denen sich eine Gemeinde identifizierte, Dorf- und Herrschaftszeichen. Denn die Wappen und Flaggen werden ja heute noch, auch bei den inzwischen eingemeindeten Orten, vorangetragen, wenn die dörfliche Traditionsgemeinschaft, wenn der Schützenverein, der Musikverein, die Feuerwehr oder der Sportverein bei einem Aufmarsch und einem Dorffest dabei sind. Darin zeigt sich doch etwas von der Individualität des Dorfes, auch in der Abgrenzung vom Nachbardorf, was wahrscheinlich bei der

Eingemeindung etwas ganz Entscheidendes war. Wir wollen unser ganz eigenes Dorfgefühl, unser Proprium nicht aufgeben, sondern wir sind Wolfartsweierer und eben keine Hohenwetttersbacher, die einmal württembergisch waren, keine Palmbacher, die aus einem Waldenserdorf hervorgegangen sind, und vor allem keine Ettlinger, mit denen man schon aus konfessionellen Gründen keine Berührung hatte. Wir wollen vielmehr das festhalten, was immer schon gewesen ist. Das orientiert sich an den Familiennamen, es sind ja immer die gleichen Namen im ganzen Dorf, Namen, die es allenfalls auch in Aue und in Durlach gibt, wohin Heiratsverbindungen bestanden. Und das Gemeinschaftsgefühl orientiert sich natürlich auch an ganz bestimmten geschichtlichen Vorgängen, die man festgehalten hat, nicht nur an den Sagen, sondern eben auch an geschichtlichen Persönlichkeiten, an ganz bestimmten Gebäuden und ähnlichem, die das Gesicht des Dorfes prägen. Das ist vielleicht die andere Seite der Dorfgeschichte, die von der Politik nicht unbedingt in allen Dingen tangiert wird. Beide Gesichtspunkte berühren sich miteinander, auch im Sinne meiner Anfangsfrage: Worin zeigt sich die Individualität eines Dorfes? Und nach dem heutigen Vortrag werden wir uns zu fragen haben, was Verwaltung und Wirtschaft in diesen Kontext einzubringen vermag.

Prof. Roellecke: Ich kann dem nur zustimmen, also ich sehe das ganz genauso. Jedes Dorf hat seine Geschichte, und die Geschichte individualisiert natürlich. Das ist völlig richtig. Aber, offen gestanden, ich weiß nicht so recht, wie man das erzählen kann, wie man das ausdrücken soll. Soll ich die einzelnen Bürgermeister aufzählen und dann ihre Biographien mitteilen oder so etwas? Das bringt ja nichts. Man kann auch keine dörfliche Entwicklung feststellen, das ist das Ärgerliche. Doch wenn ich das politisch betrachte, dann kann ich wenigstens sagen, das Dorf hat sich vergrößert. Und dann stelle ich fest, die Vergrößerung von 1700 bis 1933 bewegte sich sozusagen im normalen Rahmen und bewegte sich parallel zur allgemeinen Bevölkerungsentwicklung. Aber die Entwicklung nach 1970, wo das Dorf sprunghaft größer wurde, eigentlich schon nach 1950, als die Flüchtlinge kamen, das ist nicht mehr normal und da muss man die große Politik heranziehen, sonst versteht man das überhaupt nicht. Anders kann ich das nicht erklären.

Dr. Krimm-Beumann: Der Mikrokosmos Dorf ist ja auch ganz schlecht überliefert. Wir haben ja praktisch nur ganz wenig Quellen. Sie haben ja selber gesagt, dass das Dorf sehr lange von ehrenamtlichen Kräften verwaltet wurde. Lange Zeit war der Ratsschreiber eigentlich der Einzige, der beamtet war, der so etwas wie eine Registratur führen konnte. Das ist für die Verwaltung in der Regel eine ganz schmale, also sozusagen eine Schmalspur. Was haben wir da überhaupt an Überlieferung? Ganz wenig! Ich habe jetzt gerade bei uns verwahrte Gemeindearchive unter die Lupe genommen mit ihrem Schriftgut. Die haben so gut wie keine Überlieferungen und da gehört Wolfartsweier wahrscheinlich auch dazu. Das was wir haben ist ein ganz, ganz kleiner Ausschnitt. Und das, was den Charakter des Dorfs ausmacht, das ist darin kaum dokumentiert, auch nicht in den Gerichtsprotokollen.

Prof. Roellecke: Es gibt keine Helden! Das ist sicher so. Aber ich meine, ich habe doch Vieles gefunden. Schon meine Mitstreiter bei der Chronik hatten ja schon vorher das ganze Generallandesarchiv durchgewühlt. Dort habe ich z.B. in den Akten „Kriegsentschädigungen“ nachgesehen, und da ist Wolfartsweier neben vielen anderen Dörfern aufgeführt und hat, wie alle anderen auch, Kriegsentschädigungen erhalten und das kann man festhalten. Und so gibt

es viele politische Zusammenhänge, in denen der Name vielleicht noch auftaucht. Aber dies geht nicht wesentlich über die Politik hinaus, es ist keine spezifische Eigenart eines Dorfes.

Frau Roellecke: Etwas muss ich da doch widersprechen. Eigenart entwickelt sich, wie ja schon gesagt worden ist, nicht nur durch Politik und Verwaltung, sondern eben auch durch das Zugehörigkeitsgefühl. Und das bestimmt die Kirche, das bestimmt die Schule, das bestimmen die Vereine. Und wenn man dann die Akten liest wie z.B. die Visitationsberichte der Kirche, dann plötzlich hat man doch sehr lebendig vor Augen, wie die Karlsruher flanierend am Sonntagmorgen durch die Auen marschierten und bis nach Wolfartsweier kamen, während, die Wolfartsweierer in die Kirche gehen mussten, und sie gingen in die Kirche. Und sie empfanden das als Störung, dass die Karlsruher sich währenddessen ihren Lustbarkeiten hingaben. Und die Gastwirte hingegen, das kann man auch nachlesen, die die fanden das wunderbar, weil sie sich dadurch nämlich Einnahmequellen erschließen konnten. Wenn man also die Akten ganz genau liest, auch wenn es nur wenige sind, und wenn man auch zwischen den Zeilen liest, dann entsteht schon ein Bild von einer Eigenart eines Dorfes. Und wenn man dann die Einheimischen reden hört, dann ist eben Grünwettersbach etwas völlig anderes. Wolfartsweierer heißen ja auch Wolfartsweiermer und nicht Wolfartsweierer. Das sind alles so Kleinigkeiten. Und dann die Übernahme durch die Stadt, was da geschah, das spricht ja auch Bände.

Prof. Roellecke: Ich weiß bloß nicht wie man das erzählt und welche Geschichten man da auswählt. Die müssen ja auch wahr sein. Ich kann mich da nicht auf irgendwelche Erzählungen im Dorf verlassen, es muss ja schon stimmen.

Dr. Andermann: Mir fällt da doch noch ein alternativer Zugriff ein. Ich möchte den nicht realisieren, das möchte ich ausdrücklich dazusagen. Aber eine Überlieferung müsste eigentlich für jeden Ort vorhanden sein, nämlich die Gemeinderechnungen. Die Gemeinderechnungen auszuwerten ist etwas kolossal mühsames, wie gesagt, ich möchte es nicht machen. Aber ich denke, darin kriegt man eine Menge Individualität zu fassen. Und ich kenne auch einen nichtprofessionellen Ortsgeschichtsschreiber, der hat ein ganz eigenwilliges, für uns Historiker merkwürdig anmutendes Konzept, nach dem er eine Ortsgeschichte schreibt: Er geht nach dem kommunalen Haushaltsplan vor. Ja wir lachen, aber ich glaube, so ungeschickt ist das gar nicht, denn da kriegt man alle Bedürfnisse eines Ortes zu fassen. Und wenn man das dann verwebt mit dem, was man im Ergebnis des Haushaltsplans, sprich in den Rechnungen findet, dann könnte man vielleicht auch die Individualität der Gemeinde besser fassen.

Prof. Roellecke: Also die Rechnungen habe ich ausgiebig studiert und wirklich reich verwertet, und ich habe auch vieles dabei gefunden. Z.B. konnte ich aus den Rechnungen sehen, dass der Bürgermeister in Wolfartsweier 1810 aus irgendeinem Grunde entlassen worden sein muss. Das ersieht man aus der Rechnung, weil sein Nachfolger der Gemeinde in Rechnung stellt, dass er zum Gespräch nach Durlach aufs Oberamt fahren musste und dass er dort vereidigt wurde usw. Darüber gibt es genaue Aufzeichnungen, und das erkennt man nur aus Rechnungen. Akten gibt es über die Abwahl dieses Bürgermeisters nicht. Aber ein Bürgermeister, Supper hieß der, ist damals einfach verschwunden. Ich habe gesucht und gesucht, habe auch in den Kirchenbüchern nachgesehen und konnte nirgends etwas finden. Er war einfach weg und ich weiß auch nicht, warum er weggegangen ist.

Prof. Seiler: Ich hatte gerade auch wieder die Ehre, für einen kleineren Ortsteil die Rechnungsbücher durchzusehen, aber das allein langt nicht, Sie müssen auch die Ratsprotokolle dazunehmen, sonst verstehen Sie die Rechnungsbücher nicht. Und dann erfährt man eine ganze Menge, weit über Grünwinkel oder weit über Grünwettersbach hinaus, von dem, was da alles geschehen ist, z.B., dass da die Franzosen alles weggeholt haben <1945>, dass Umlagen auf die Bürger gemacht worden sind. Und das Geld hat man aus der Pfalz geholt, und das hat man später wieder zurückzahlen müssen. Hier finden sich viele Gemeinsamkeiten, aber auch Besonderheiten der einzelnen Gemeinden, je nachdem wie die Heere durchzogen oder ob Wolfartsweiler vielleicht verschont blieb - ich weiß es nicht. Die Protokolle müssen Sie dazu konsultieren.

Prof. Roellecke: Also Rechnungen gibt es hier seit 1808. Dazu habe ich einen kleinen Aufsatz gefunden, dessen Verfasser sagte, dass die alten Rechnungen aus der Zeit vorher beim Umzug in das neue Rathaus 1846 alle weggeworfen worden seien. Die Neuen sind alle da.

Prof. Krimm: Zu 1848. Der erstaunliche Befund, dass die Gemeindebürger – abgesehen von den Soldaten – keinen Grund sahen, sich an Vereine anzuschließen oder gar Vereine zu gründen, unterscheidet Wolfartsweiler doch von anderen Orten. Können Sie uns in diesem Zusammenhang etwas zu den Arbeitsverhältnissen in Wolfartsweiler in der Mitte des 19. Jahrhunderts sagen, im Vergleich zu den anderen Dörfern am Rand der Rheinebene und auf den Bergen? War der Anteil der Pendler in die Stadt, nach Durlach oder etwa zur Gießbachischen Tabakfabrik in Karlsruhe, so gering, dass die sozialen Differenzierungen in Wolfartsweiler nicht so deutlich waren wie etwa in Berghausen?

Prof. Roellecke: Das ist eine ganz schwierige Frage. Also ich wusste das auch nicht. Ich habe gelesen, dass Anfang des 19. Jahrhunderts die Landwirtschaft einträglicher war als die Industrie. Die Arbeiter in der Landwirtschaft wurden besser bezahlt als die in der Industrie. Und deshalb bekamen die Durlacher Fabrikanten sehr, sehr schlecht Arbeiter, denn die guten blieben alle in der Landwirtschaft. Dass da in Wolfartsweiler weiterhin normale Landwirtschaft betrieben wurde, spricht dafür, dass die Bauern ganz wohlhabend waren. Aber in Wolfartsweiler galt in Erbfällen auch das Prinzip der Realteilung, und man hatte schon im 18. Jahrhundert soviel geteilt, dass ein großer Teil der Bauern in Wolfartsweiler nicht mehr vom Hof leben konnte, also am Anfang des 19. Jahrhunderts, so dass wegen der Kleinheit der Höfe sozusagen die große Ertragsstärke der Landwirtschaft nicht viel nützte, denn unter eine bestimmte Betriebsgröße kann man halt nicht gehen. Eine Statistik darüber zu machen, wie viele Leute aus Wolfartsweiler etwa in Durlach gearbeitet haben, liegt ja nah. Oder was auch sehr wichtig war für Wolfartsweiler ist die Ettlinger Spinnerei. Viele sind in die Spinnerei nach Ettligen gegangen. Doch habe ich darüber keine Statistik gefunden, auch keine Aufstellungen. Ich wüsste auch nicht, wo man suchen sollte. Also es gibt ja viele Bevölkerungsstatistiken, die ganz inhaltsreich sind, und zwar schon von 1830 an, also sehr früh schon. Aber da möchte man von den Einwohnern gerne wissen, ob sie Höfe und Güter hatten hatten oder nicht. Und dann ist das Vieh ganz wichtig, wie viel Pferde, wie viel Kühe, wie viel Schweine in einem Ort waren. Auch das kann man ganz gut nachweisen. Aber was die Leute von Beruf gemacht haben, das ist schwer festzustellen. Ich habe danach gesucht, habe aber nichts gefunden. Und im 18. Jahrhundert ist es noch schwieriger. Ich habe mir das dann so zusammengereimt und glaube auch, dass es so richtig ist. Im Grunde genommen hat sich die markgräfliche Verwaltung um

ihre Dörfer nicht viel gekümmert. Man hat gesagt, wenn die keine Unruhe stifteten und ihre Abgaben pünktlich zahlten, dann konnten sie machen was sie wollten. Jedenfalls gab es keine besonderen Aufsichten. Die einzige Kontrolle, die da war, war die Erneuerung der Güterverzeichnisse, die so alle dreißig Jahre erfolgte, aber das war es dann auch. Mehr an Kontrolle habe ich nicht festgestellt, und deshalb glaube ich auch nicht, dass es da belastbare Statistiken der Berufe im 18. Jahrhundert gibt. Eine allerdings ist eine fabelhafte Statistik. Markgraf Friedrich Magnus hat 1708/09 eine Volkszählung anlässlich der Huldigung durchgeführt. Damals mussten noch alle Untertanen zur Huldigung erscheinen, 1811 ging das nicht mehr, weil es zu viele waren. Und das ist eine fabelhafte Sache, die Akte liegt im Stadtarchiv und ist ziemlich dick. Sie enthält nur Statistik. Das müsste man noch auswerten. Aber sonst kenne ich wenig dieser Art.

Frau Gartner: Anhand der Kirchenbücher könnte man diese Angaben doch auch bekommen?

Prof. Roellecke: Der Hinweis ist gut, vielen Dank. In den Kirchenbüchern könnte man das in der Tat auch. Aber in den Kirchenbüchern ist der Stand des Mannes angegeben und der unterscheidet sich doch deutlich von seinem Beruf. Bei einem Zöllner kann man noch sagen, das war wohl der Beruf des Mannes, der war für die Zollverwaltung verantwortlich. Aber wichtiger war den Leuten natürlich, dass sie in den Kirchenbüchern mit ihrem jeweiligen Stand verzeichnet waren, und der wird auch immer wieder genannt. Der Bürgermeister wurde genannt, die Bezeichnung Gemeinderat tauchte auf bei Taufen oder so etwas, als Vater. Aber der eigentliche Beruf findet sich eigentlich nicht.

Prof. Schwarzmaier: Aber eine Bezeichnung wie „Weber“ findet sich doch durchaus, auch Bäcker oder Gastwirt?

Prof. Roellecke: Ich habe stichprobenweise einige Jahre durchgesehen, und da war es jedenfalls so uneinheitlich, dass man da keine vernünftige Statistik daraus ableiten kann.. Und bevorzugt war jedenfalls bei diesen repräsentativen Anlässen doch der Stand.

Frau Gartner: Man müsste dann doch auch die Sterbedaten registrieren. Die Frauen sind ja schließlich auch gestorben, die müssten doch da auch mit verzeichnet sein. Und aus dem Alter müsste man dann das Eine oder Andere absehen können, z.B. die unehelichen Kinder und so weiter, die außerhalb der Ehe gezeugt worden sind. Da müsste doch Einiges zu greifen sein?

Prof. Roellecke: Der Geschichtsverein Wolfartsweier plant eine Auswertung der Kirchenbücher, die wir alle in Ablichtung zur Verfügung haben. In der Sichtung des Materials sind wir da schon weit fortgeschritten, doch das ist ein großes und zeitraubendes Unternehmen. Wenn wir diese Daten alle aufgenommen haben, wenn sie im Computer gespeichert und systematisiert sind, dann werden wir hier sehr viel weiter kommen. In der Tat werden sich dann vielleicht auch Fragen beantworten lassen, die bisher, wo diese Daten nur cursorisch erhoben wurden, offen geblieben sind und wir erhalten eine solidere Basis für manche Fragen, die uns beschäftigen. Ob sie das Bild von der politischen Gemeinde und ihrer Verwaltung, wie ich es heute vorgestellt habe, wesentlich erweitern werden, dies muss sich zeigen. Aber unsere Chronik von Wolfartsweier, über deren jüngsten Band ich heute berichtet habe, ist noch nicht abgeschlossen und die Arbeit daran bleibt spannend.

Prof. Krimm: Wir könnten diese Diskussion anhand von vielen Werken, die von Autoren verfasst wurden, die sich in diesem Raum befinden, weiterführen mit den methodischen Fragen nach der Quellenbelastbarkeit, des Umgangs mit offiziellen und informellen und persönlichen Quellen, und Sie haben uns in sehr offener Weise in Ihre Probleme als Autor hineingeführt. Dafür danken wir Ihnen sehr, denn so offen über Methodenfragen eines Werks zu sprechen, das ja schon erschienen ist, das ist eine ganz seltene und einzigartige Sache. Mit nochmaligem Dank an Sie alle schließe ich die heutige Sitzung.